

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Max Landorff

Die Siedlung der Toten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Heute

03. September

Manchmal träume ich, dass ich in die Siedlung zurückkehre. Zurück zu den weißen Bungalows, zu den Kieswegen, den gebeizten Garagentoren. Und den Bäumen, die dort herumstanden wie alte Männer, gekrümmt und dürr.

Ich trage diesen Ort in mir, aber nicht so wie andere Menschen ihre Heimat in sich tragen, wie eine Flüssigkeit, die sich ins Blut gemischt hat und plötzlich warm werden kann – beim Anblick eines Handrasenmähers zum Beispiel oder beim Duft der Nadeln einer Latschenkiefer. Ich wünschte, es wäre so, und ich denke oft daran, dass die Siedlung so ein Gefühl hätte sein können. Wenn nicht ... ja, wenn nicht ...

Handrasenmäher hat es genug gegeben, mit gusseisernen Scheerenwalzen, die in allen Gärten rasselten. Und die Kiefern ließen ihr Harz aus der Rinde fließen wie Honig. Es roch scharf und verklebte die Hände beim Klettern in den Ästen und beim Annageln gestohlener Bretter für ein Baumhaus. Das Zeug zu einer großartigen Heimat hätte sie gehabt, diese Siedlung. Der wilde Fluss, der wilde Wald, die sorglosen Eltern, die sagten: Komm nach Hause, wenn es dunkel wird.

Es sind nicht die Gedanken oder Gefühle, die unsere Biographie formen. Es sind die Ereignisse. Das, was geschehen ist. Auch wenn

wir manchmal ein Leben lang nicht verstehen, was genau geschehen ist.

Ich trage diesen Ort wie ein Stück Metall in mir: wie einen Nagel aus Titan, der in einen gebrochenen Knochen getrieben wurde. Ein Fremdkörper, der sich nur durch Schmerz bemerkbar macht – bei bestimmten Bewegungen und bei manchen Wetterlagen.

Meine Träume von der Rückkehr in die Siedlung sind nie gleich. Aber es gibt nur zwei Varianten für den Ausgangspunkt der Handlung. In der einen überwinde ich im Traum die Zeit, und ich bin wieder der sechsjährige Junge, der ich damals war, als ich mit meinen Eltern und meinem noch ganz kleinen Bruder in die neue Bungalowsiedlung einzog: »Unter den Kiefern«, Hausnummer 3. Ich hatte mit den Möbelpackern vorn im Lastwagen mitfahren dürfen, die ganze Strecke von München an der Isar entlang hinaus aufs Land. Die Bundesstraße war damals noch eine Schotterstraße, geteert sollte sie erst Jahre später werden. Sicherheitsgurte gab es noch nicht.

Die Männer, die sagten: Komm, setz dich zwischen uns. Die Eltern, die sagten: Halt dich gut fest, wenn die Bremsen müssen.

In diesen Träumen ist alles genauso, wie es damals wirklich gewesen ist, es gibt nur einen Unterschied in meinem Kopf: Ich kenne die Geschichte schon, nichts ist neu für mich. In diesen Träumen bin ich ein weiser Junge, der schon weiß, dass Herr Müller böse zu Kindern ist – lange bevor er es erleben soll. Der Herr Müller, der das Nachbarhaus bewohnte und seine weißen Haare mit Frisiercreme der Marke »Brisk« auf den Kopf klebte.

In der anderen Variante meiner Träume komme ich als alter Mann, sehr alt. Ich habe Gicht in Händen und Füßen, ich atme schwer und muss langsam gehen. Ich komme, um eine Antwort zu suchen, das stellt mein Gehirn im Schlaf klar. Und im Schlaf ist es ganz selbstverständlich, dass ich die zugehörige Frage noch nicht

kenne, nur spüre, dass sie sehr wichtig ist. Die Siedlung in diesen Träumen ist verlassen. Die Häuser sind leere Hüllen, die Fenster ohne Scheiben. Immer schlägt eine Haustür im Wind und liefert den Rhythmus zu den Bildern. Das Gras ist hüfthoch und überwuchert die Gärten, verschmilzt die einst akribisch voneinander getrennten Reiche der Öhlers, Börnes, Rügemers und wie die Leute alle hießen. Die Kiefern senken ihre Äste tief auf die Dächer, viele Ziegel sind gebrochen. Die Steinplatten der Terrassen versinken im Boden.

Meine Träume von der Siedlung beginnen immer mit einem melancholischen Gefühl, nicht unangenehm, nicht beunruhigend. Doch sie enden stets damit, dass ich hochschrecke in meinem Bett. Ich weiß dann, dass ich geschrien habe. Der Schrei, der mich geweckt hat, hängt noch in der Dunkelheit des Zimmers, klirrt in meinem Kopf. Dann höre ich die Stimme meiner Frau: »Du hast schlecht geträumt, schlaf weiter, alles ist gut.« Sie weiß nichts von der Siedlung. Ein einziges Mal sind wir dort spazieren gegangen. Schau mal, hier habe ich als Junge Fußball gespielt. Solch ein Spaziergang ist das gewesen. Nichts weiß sie.

Heute Morgen konnte ich mich nicht erinnern, etwas geträumt zu haben. Ich stand in der Küche, drückte einen Kaffee aus meiner neuen, chromglänzenden Giulia-Espressomaschine, und mein iPad lud die neue Ausgabe der Süddeutschen Zeitung. Als ich vor zwei Jahren das Abonnement abgeschlossen habe, hat man mich gefragt, welche der Regionalausgaben ich mir wünschte. Und kurz bevor ich »keine« anklicken wollte, sah ich die Option »Landkreis Rupertshausen« und entschied mich anders. Forsthalm, das Dorf, an dessen Rand die Siedlung liegt, befindet sich in diesem Landkreis. Seither überfliege ich täglich diese Seiten, finde gelegentlich einen Namen unter den Todesanzeigen, der mir bekannt vorkommt, lese von der Eröffnung einer Turnhalle, der Abstim-

mung über eine Umgehungsstraße oder von einem Badeunfall in der Isar, die in dieser Gegend noch reißend ist und laut rauscht.

Es hat zum ersten Mal nach Herbst gerochen heute Morgen, das ist mir gleich nach dem Aufstehen aufgefallen, als ich das Küchenfenster geöffnet habe. Eigentlich noch ein Sommertag, der 3. September, und die Sonne hat tatsächlich den ganzen Tag geschienen, aber dieser Geruch hat dem Sommer seinen ersten Schlag versetzt. So einfach geht das: Die Nase nimmt ein paar Luftmoleküle auf, das Gehirn verknüpft die Information mit ein paar Erinnerungen ... und schon ist der Sommer am Ende.

Ich habe auf den Regionalseiten heute Morgen die Überschrift gelesen: »Ein Hai nähert sich der Isar.« Und die Unterzeile: »Unbekannter Investor kauft berüchtigte Bungalowsiedlung ›Unter den Kiefern‹.«

Ich saß am Küchentisch mit meinem Espresso, und ich wusste sofort: Jetzt ist die Zeit gekommen für die Operation. Jetzt muss der Nagel aus dem Knochen entfernt werden.

Sie steuerte den Wagen schnell und sicher durch die Nacht. In den Lautsprechern entfaltete sich Schuberts *Fantasie für Violine und Piano*. Eva Schnee verstand nichts von klassischer Musik, aber beim Autofahren stellte sie meistens Klassik Radio ein. Es war kurz nach Mitternacht. Die Straße war trocken und leer, nur selten musste sie abblenden, weil ein Wagen entgegenkam. Sie war auf dem Weg nach Hause, zu ihrer Wohnung im Münchener Stadtteil Lehel. Sie hatte eine alte Schulfreundin besucht, die immer noch da draußen im Süden lebte, in dem Städtchen Rupertshausen, und die sich wahrscheinlich nie von dort wegbewegen würde. Sie hatte inzwischen zwei langweilige kleine Kinder, einen langweiligen Mann, und sie selbst war eigentlich auch schon immer langweilig gewesen. Aber sie hatte den größten Busen der Schule gehabt – und einen sich träge vorwärtsschiebenden Arsch, der früher die Jungs und später die Männer um sich scharte, als hätte er etwas zu verschenken. Über Männer mit ihr zu reden war immer noch sehr amüsant. Auch bei Mineralwasser und Tee.

Eva Schnee war Kriminalkommissarin, und sie hatte sich geschworen, nichts mehr zu trinken, wenn sie fahren

musste. Gar nichts mehr, wirklich nichts. Vor drei Wochen war sie in eine nächtliche Kontrolle geraten, und der Streifenpolizist, dem sie ihren Dienstausweis gezeigt hatte, hatte verdammt lang gezögert und sehr genau ihr Sommerkleidchen und ihr Gesicht studiert, ehe er sie mit steinerner Miene durchgewinkt hatte.

Der viele Tee heute Abend zeigte seine Wirkung: Sie war hellwach, und sie überlegte, ob sie noch in einer Kneipe ein Glas Rotwein trinken sollte, wenn sie angekommen war. Sie kannte die Bundesstraße 11 nach München sehr gut, sie musste an nichts denken. Das Fernlicht fraß die weißen Mittelstreifen, die angeflogen kamen. Der Motor des BMW kratzte angenehm an der Geigenmelodie. Der schwarze Wald rechts und links hielt den Rest der Welt davon ab, näher zu kommen.

Als das Gesicht im Rückspiegel auftauchte, erschrak sie zuerst nicht. Es war ja ein sehr vertrautes Gesicht, und es war ein lächelndes Gesicht. Sie sah im Spiegel plötzlich die Augen ihres Vaters, und sein Gesicht war sehr nah, nahm die Fläche des Spiegels ganz ein. Genauso hatte er sie angesehen, bevor er starb. Genau dieses Gesicht hatte sie gespeichert. Neun Jahre alt war sie damals gewesen.

Eva Schnee wandte den Blick vom Rückspiegel ab, schaute auf die leuchtenden Instrumente am Armaturenbrett, sah ein Verkehrsschild vorbeiflitzen, 80 bei Nässe, drehte das Radio etwas lauter. Aber als sie den Blick wieder anhob, war das Gesicht ihres Vaters immer noch da, und es war kein eingefrorenes Bild – sie sah, wie seine Augenlider blinzelten, die Grübchen um seinen Mund sich bewegten, die Lippen sich öffneten.

»Du musst vorsichtig sein, mein Hündchen«, sagte ihr Vater.

Und jetzt gab es keine anderen Geräusche mehr, keine Musik, keinen Motor, nur noch diese Stimme, die sie so furchtbar vermisst hatte. Mein Hündchen, so hatte er sie immer genannt.

»Nichts ist so, wie es scheint«, sagte ihr Vater.

Dann fiel plötzlich ein Schatten auf sein Gesicht, die Gesichtszüge lösten sich auf im Dunkeln, bis nur noch die Augen blieben. Sie bohrten sich förmlich ins Glas des Spiegels. Und jetzt erschrak Eva Schnee, so sehr, dass sie auf die Bremse trat, den Wagen auf dem schmalen Wiesenstreifen zum Stehen brachte und heraussprang. Ihr Herz raste, ihre Kehle war zugeschnürt, sie kämpfte um Luft.

Was war das gewesen? War sie in eine Art Trance gefallen? Vielleicht sogar kurz eingeschlafen? Der berüchtigte Sekundenschlaf? War sie gar nicht so wach, wie sie dachte?

Sie öffnete die hintere Wagentür. Natürlich war da nichts auf der Sitzbank. Sie lehnte sich an den Wagen, versuchte, gleichmäßig zu atmen. Die Scheinwerfer eines Autos tauchten auf. Halt bloß nicht an, dachte sie, aber da war der Wagen schon vorbei, der Luftzug zerrte an ihrer Jacke und der offenen Autotür. Schuberts *Fantasie* fand wieder den Eingang in ihren Kopf.

Definitiv würde sie noch die Bar in ihrer Straße aufsuchen, und sie würde nicht nur ein einziges Glas Rotwein trinken. Denn das letzte Bild im Rückspiegel musste schnell den Ausgang aus ihrem Kopf finden. Das Bild, bei dem sie so erschrocken war.

Ehe sie verschwanden, hatten sich die Augen im Spiegel plötzlich verändert. Farbe, Form, Ausdruck. Was sie da aus der Dunkelheit ihres Wagens oder ihres Gehirns angeblitzt hatte – das waren nicht die Augen ihres Vaters.

Wasserdampf. Das Geheimnis hieß Wasserdampf.

Kostüme, Mäntel, Pullover, Kleider, Blazer, Blusen, das alles sah auch nach 30 Jahren noch wie neu aus, wenn man es von Zeit zu Zeit in Wasserdampf hängte. Dusche aufdrehen, ganz heiß, das Kleidungsstück am Bügel danebenhängen, Badezimmertür zumachen. Zehn Minuten warten. Dann rausholen und auf der Terrasse in der frischen Luft trocknen lassen. Das war alles. Angela Börne hatte nie verstanden, warum das nicht alle Leute so machten. Jetzt war es natürlich schwierig für sie. Der Heizöltank im Keller war leer, und sie hatte kein Geld, ihn auffüllen zu lassen. Also hatte sie kein warmes Wasser. Aber jetzt war das nicht mehr so schlimm. Die paar Jahre noch. Was brauchte sie schon warmes Wasser? Sie hatte noch vier Schränke voller Kleidung aus den guten Zeiten mit Johannes, jedes Stück gepflegter als das andere. Und ihr Körper hatte sich ihr ganzes langes Leben so angefühlt, als stünde er in einem kalten Wasserstrahl, schon als sie ein junges Mädchen war.

»Gott bist du steif«, hatte Johannes gesagt, als er sein hartes Ding in sie gebohrt hatte – und sie darauf wartete, dass sich ein schönes Gefühl einstellte oder wenigstens ein er-

trägliches. Sie hatte sofort bei ihrer Entjungferung verstanden: Ihre Sache war Sex nicht. Und würde es auch nie werden. Sie lächelte ihr dünnes Lächeln, als sie daran dachte. Das Lächeln, das Johannes so aggressiv gemacht hatte. Er hatte nie verstanden, dass es das einzige Lächeln war, das sie hatte.

Angela Börne saß am Fenster des Bungalows, hing ihren Gedanken nach und blickte in den Garten. Sie saß mit geradem Rücken, die Hände lagen nebeneinander im Schoß. Schon ein paar Stunden saß sie so da, wie sie es jeden Tag tat. Heute war ihr einundachtzigster Geburtstag, aber sie würde am Tagesablauf deshalb nichts ändern. Wozu? Allerdings trug sie ihr Chanel-Kostüm von 1967. Sollte keiner sagen, sie hätte ihre Figur nicht gehalten.

Was da inzwischen so alles wuchs im Garten. War das Schilf, dieses mannshohe Gewächs? Der Zaun war längst verrostet und zerrissen, Moos bedeckte die Terrasse, aus dem Beet links an der Mauer schoss ein Schierlingsgewächs, das aber schon am Umknicken war, weil es den Saft verlor. Beim Anblick der vielen Oleandertöpfe, aus denen heute nur noch ein paar verholzte tote Stümpfe ragten, musste sie an ein paar glückliche Momente denken. Bald würde der Herbst alles zur Ruhe bringen, das Laub alles zu decken. Gartenarbeit, fand sie, musste man entweder richtig machen, also jeden Tag, jahrein, jahraus, *jeden* Tag – oder es aufgeben. Sie hatte schon lange keine Nerven mehr dafür, keine Kraft und kein Geld. Sie wusste, dass alle im Ort Forstham sie für eine alte Hexe hielten. Die letzte Bewohnerin der Siedlung. Kinder strichen manchmal durch die verlassenenen Wege, obwohl es ihnen sicher von den Eltern verboten worden war. Sie näherten sich ihrem Bungalow, spähten in den Garten zu den Fenstern herüber – und

erschranken, wenn sie die Frau hinter der Scheibe erblickten: bewegungslos, lautlos. Dann liefen sie weg. Sie hatten Angst vor ihr. Gut so.

Wann war ihr Sohn zum letzten Mal hier gewesen? Vor fünf Jahren? Vor acht Jahren? Ihr Gedächtnis ... Wenn er kam, lieferte er nur ein Paket Hass ab. Das letzte Mal hatte er gesagt: »Dann verrecke doch in deiner Sturheit, du verrocknetes Stück Holz.« Er hatte es ganz leise gesagt, aus einem versteinerten Mund. Und dann hatte er die Haustür so fest zugeworfen, dass ein Stück Putz herabgefallen war. Es lag immer noch dort in der Diele. Mit Putzen war es fast wie mit Gartenarbeit.

Sie sah ein schwarzes, schweres Motorrad anhalten, sah, wie sich ein schwarzer Helm in ihre Richtung drehte. Ein Mann klappte mit dem Fuß den Ständer aus und stieg ab.

Franz? Ihr Sohn?

Sie bekam Angst. Dann sah sie, wie er sich bewegte. Nein, nicht Franz, Gott sei Dank. Der Mann stieg über das aus den Angeln gefallene Gartentor, das quer über dem Weg zum Haus lag. Wie ein schwarzer Astronaut. Jetzt hörte sie die Klingel. Wie lang war es her, dass sie diesen Ton zuletzt gehört hatte? Zwanzig Jahre? Damals hatte es oft geklingelt, und fast immer war es der Kommissar gewesen, der blasse, junge Kommissar. August Maler hatte er geheißen. Seine Visitenkarte lag immer noch auf der Anrichte im Wohnzimmer. »Wenn Ihnen doch noch etwas einfällt ...« Er war sehr überrascht gewesen, als sie ihn gestern angerufen hatte, aber er hatte sofort gewusst, wer sie war.

Franz klingelte nie, er hatte einen Schlüssel. Erstaunlich, dachte sie wieder einmal, dass sie ihr den Strom noch nicht abgestellt hatten. Sie zahlte schon ein paar Monate nicht mehr. Oder noch länger? Ihr Gedächtnis ... Sie lenkte den

Rollstuhl zur Eingangstür, strich dabei das Chanel-Kostüm an den Armen und um die Hüften glatt. Für Johannes war das immer sehr wichtig gewesen, dass sie ihre Figur behielt. Trotzdem hatte er sein Ding in andere Frauen gebohrt. Weil sie so steif gewesen war.

Sie öffnete die Tür und sah am Zurückweichen des Mannes, dass er den Geruch nicht mochte, der ihm aus dem Haus entgegenschlug. Tja. Nur kaltes Wasser, kein Parfum mehr, keine Putzmittel, keine Haushaltshilfe wie früher. Sollte sich mal nicht so anstellen, der junge Mann.

»Ja?«, sagte sie.

»Du weißt, warum ich da bin?«, sagte der Mann. Sie konnte die Augen hinter dem Visier sehen, freundliche, neugierige Augen.

»Nein«, sagte sie. Und wusste, dass sie dabei keine Miene im Gesicht verzog. Steif, steif, steif.

»Ich habe etwas für dich«, sagte der Mann und lächelte. Sie sah, wie er in die Innentasche seiner Lederjacke griff. Was er hervorholte war eine Pistole. Er lächelte noch einmal und holte aus der anderen Tasche ein längliches, rundes Rohr heraus, das er ohne Eile auf den Lauf der Pistole schraubte. Sie wusste, was das war, sie war ja nicht dumm. Es war ein Schalldämpfer. Und jetzt glaubte sie in dem Gesicht hinter dem Visier etwas wiederzuerkennen. Etwas aus der Steinzeit ihres Lebens. Man hätte es erst ausgraben müssen, um es genauer zu sehen. Und dafür fehlte jetzt die Zeit. Sie war ja nicht dumm. Als der Mann die Pistole auf sie richtete, lachte sie. Sie war überrascht von dem lauten Ton. Wann hatte sie zuletzt gelacht? Vor 50 Jahren?

Sie war doch nicht dumm, dachte sie, und sie lachte, als der Mann abdrückte.